

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 10. Januar 1913 (Zweiter Teil.)

Nummer 22

Zwischen Stahl und Eisen.

Striegflüsse von Hermann Dressler.
Im Hofen. Finstere Nacht. Das Meer steigt und fällt in leichter Dünnung. Die feindlichen Panzerriesen liegen mit abgeblendeten Bullaugen, etwa acht Kilometer in See.
An einer Stelle der Küste steht aufgeregt klüffend ein kleiner Trupp Menschen. Scheinbar höhere tüchtige Offiziere in weiltumbüllenden Uniformen.
„Oger, hast Du das Läuertwert kontrolliert?“ fragt einer.
„Jawohl! Bist Du ängstlich?“
„Ängstlich? — Nein, aber ungeduldig! Es dauert mir etwas lange. Sollte der Funkpruch nur eine List der da drüben gewesen sein?“
„Hm! — Horch, ich glaube, der Anter hämmert!“
Fast im selben Augenblicke setzt ein Glöckchen ein, gedämpft, durch einen an der Küste angebrachten Unterwasser-Schallsignalapparat erzeugt.
„All right! Sie sind's!“ ruft Oger. „Zurück Kameraden!“
Die Springen einige Schritte hinter die geschlossene Mauer eines Hauses zurück und bleiben dann stehen, während Oger plötzlich einen kleinen elektrischen Scheinwerfer aufstellen lässt, dessen Strahlentegel er zweimal kurz hintereinander in die Tiefe zu seinen Füßen richtet, daß man am Strande den Ries wie tausend Diamanten aufblitzen sieht. Dann erlischt der Schein wieder.
Die Kameraden kommen zurück.
„Hast Du sie gesehen?“
„Ich glaube, ja! Ich sah einen schwarzen Schatten an der Küste entlang gleiten. Ich denke, daß es eines von unseren Booten ist!“
Sechs paar Augen gespannt die Wasserfläche ab, die im blauen Scheine des Mondes schwarzgrün schimmert.
Plötzlich scheint es an einer Stelle, als ob ein leuchtender Edelstein langsam aus dem Grunde heraufsteige. Das Wasser blüht auf, aber nur einen Augenblick, dann liegt es wieder schwarz, wie ein weites, sanft geschwelltes Kissen.
Aber bald darauf dringt an das Ohr der Lauschenden ein leichtes Brausen, ein dunkler Flecken erscheint auf der Oberfläche, breit und schwarz wie der Rücken eines Riesenfisches, und kommt im langsamem Zuge der Küste zu.
Jetzt hört man das Knirschen einer stabilen Verachtung in ihren Scharnierlagern und bald darauf ein leise abgegebene Kommando.
„Allah! Allah!“ ruft Oger durch die hohle Hand.
„Allah!“ schallt es zurück.
Gleichzeitig beist ein Anter in den Grund des flachen Strandes. Zwei Decklaternen werfen ihr fahles Licht über den breiten Rücken des Unterbootes, das in der Dünung leicht auf- und niederhüpft.
Ein Boot wird losgeworfen und bald sind zwei Offiziere der Besatzung an Land.
„Guten Abend, Kameraden!“
„Guten Abend und Glück zum Gelingen eures Unternehmens.“
„Wir haben nicht viel Zeit. Hier sind die Kartenblätter über die Stellung der feindlichen Schiffe und hier die Ordres.“
Der alte, graubärtige Offizier übergibt den Kameraden ein Päckchen Papiere.
„Habt ihr Berichte der Kommandantur?“
„Ja, hier sind sie!“
Der Offizier nimmt sie in Empfang und wendet sich, um wieder an Bord seines Bootes „Durmitor“ zu gehen.
„Du hast es eilig, Jbn Dabud!“
Der wendet sich erst dem Kameraden zu.
„Der Kommandant eines Unterbootes hat in solchen Zeiten nie Ruhe. — Was kann auch als Landtruppel passieren? Eine Kugel in die Eingeweide oder ein Granatplitter, der den Kopf wegreißt. Ein schneller, unerhoffter Tod! Uns überfällt er nicht so plötzlich, sondern grinst uns oft erst stundenlang mit seinen schweißigen Fragen an.“
Er tritt näher an den Kameraden heran und flüstert ihm zu: „Ich glaube, der Feind hat meinen Schwimmer bemerkt, als ich seine Postenlinie durchbrochen habe. Aber still, die Mannschaft darf es nicht wissen!“
Sie schütteln sich stumm die Hand. Jbn Dabud ist wenige Augenblicke später wieder an Bord des „Durmitor“. Die Oberlüde schlief sich langsam taucht der breite Waffschlüssel unter und verschwindet lautlos — nur einen kleinen Wirbel erzeugend — in der dunklen Flut.
Aber kaum ist er untergetaucht, so löst sich auf einem der feindlichen Panzer ein Alarmschuß und dröhnt hallend durch das Schweigen der Nacht. Der Kapitän des „Durmitor“

hört ihn durch das Rauschen des Wassers wie den Stoß eines Gegenstandes an die stählerne Wand seines Fahrzeuges.
Er wird um einen Schein blässer. „Vollampf!“ gibt er das Kommando nach dem Maschinenraum.
„Vollampf!“ gibt der Maschinen-telegraph als Kontrollmeldung zurück. Die Schrauben fangen an zu rufen und peitschen das Wasser zu Gischt und Schaum.
Plötzlich ein blendender Schein an die Stelle, von der der „Durmitor“ eben verschwunden ist.
„Allah schühe uns!“ murmelt der Kapitän zu seinem zweiten Offizier gewandt, „sie haben uns doch bemerkt!“
Von Bord des nächsten Kreuzers ist — wie das Tagesgestirn selbst — der Scheinwerfer aufgeklammert und wirft seinen grellen, ruhigen Lichtkegel weit über die Wasserwüste. Steht ihn aus wie einen tastenden Zeigefinger und glüht durch die Nacht wie das blutigerige Auge eines sprungbereit lauerten Raubtieres. Dann fängt er an, langsam und gleichmäßig zu kreisen, mit seinen Strahlenmessern scharf hineinschneidend in die dicke Schwärze der Nacht, die umliegenden Panzerriesen und Torpedos bald in blendend weißes Licht tauchend, bald wieder in die Finsternis zurücksinken lassend.
Unterdesen surren an etwa vier Meter unter Wasser die Propeller einer jagend das leichtgebaute Boot mit größter Schnelligkeit durch die Flut. Jbn Dabud sitzt vor der Mattheibe des Periskopes und sucht nach der Stellung der Feinde zu orientieren.
Er sieht einige feindliche Torpedos nach allen Richtungen auseinander-schießen wie Hunde, die nach dem Wilde suchen.
„Fidor, sie machen ein wahres Reflektieren auf uns. Laß den Periskopmast einholen!“ befiehlt Jbn Dabud dem Kameraden. Es geschieht, denn die Offiziere wissen wohl, wie gefährlich ihrem unterseeischen Hauptwerkzeug die schwache Hohlmaße werden kann. Er wirft bei dieser grellen Beleuchtung einen scharfen Schatten und bietet den feindlichen Granaten ein sicheres Ziel, um den Mittelpunkt, das Zentralorgan, das Hirn ihres Fahrzeuges zu zerstören.
Eine Zeit lang fahren die tapferen so dahin, ohne Orientierung, ohne eine andere Richtung als die unheimliche, die ihnen die vibrierende Kompanadel weist.
Eine gräßliche, aussehrende Situation.
Mit starren, weitauferstehenden Augen steht der Kapitän an Maschinen-telegraphen.
Sie müssen jetzt dicht an die feindlichen Schiffe herangekommen sein. Vielleicht lauert schon der heimtückische Sporn irgend eines Panzers dicht unter der Oberfläche auf sie, bereit, ihnen einen tödlichen Empfang zu bringen und sie sind vollständig machtlos dagegen, rennen in blinder Verzweiflung vielleicht im nächsten Augenblicke ihrem Fahrzeug selbst die taute Stahlspitze in den Leib.
Das ganze Boot zittert leicht unter dem Stöße der Maschine wie ein gehobtes Tier, das in verzweifelter, letzter Kraftanstrengung schon alle Quaden des nahen Todes empfunden.
Einen Augenblick trommelt der Kapitän nervös gegen die Aluminiumplatte des Tisches, dann drückt er den Hebel im Maschinentelegraphen auf: „Stopp!“
„Stopp!“ — Kontrollmeldung.
Das Brausen am Hinterteil hört zugleich auf, aber das sanfte Rauschen des an den Wänden dahingleitenden Wassers ist fast noch ausgehend.
Mit krampfhaft zusammengebissenen Zähnen preßt der Kapitän das Gesicht gegen die dicke Glasscheibe des Oberluds.
Helles Licht fällt ihm entgegen, obgleich der Hydro-Barograph auf 2 Meter Tiefe steht.
Da oben scheinen jetzt alle feindlichen Fahrzeuge ihre Blenden aufgesteckt zu haben, um das Meer nach irgend einem Anhalt für den gefangenen Verdacht abzusuchen.
Er sieht deutlich die Umrisse der Waffertiere, unter denen sein noch in leichter Fahrt befindliches Fahrzeug dahingleitet. Seefterne werfen ihre vieldeutigen Schemen herab. Ein Hammerhai glöht mit seinen telestoptartigen Augen herab auf den riesigen Wasserbewohner, dessen Glieder aus Stahl, dessen Flossen aus Bronze sind.
Dicht über ihm, nur durch das Glas getrennt, hat sich ein riesiger Wollp an den Wulsten der Nietungen festgeklammert und läßt sich mitschleppen, als könnte er es nicht erwarten, der Erste zu sein, der aus den Leibern der Männer da unter ihm das rote, warme Lebensblut trinkt.
Plötzlich scheint dem Kapitän das Blut in den Adern zu erstarren. Seine Blicke werden zu spitzen, kalten

Eisenadeln. Da über ihm erscheint ein mächtiger, breiter Schatten. Dichter und dichter wird er, schwärzer und bestimmter und fliegt heran wie eine Wolke im Sturmwind.
Der Kapitän kennt diese furchtbare Erscheinung, eigentlich hat er ja nichts anderes erwartet.
Es ist einer der feindlichen Kreuzer, der da oben auf ihn zujagt. Die werden sich freuen, wenn sie an Bord den Stoß fühlen, der ihnen hier unten den grauigsten Tod bringt. Sie wissen nicht, welcher Zufall ihnen da einen mehrfachen Feind vor den spitzen Strahlenmessern scharf hineinschneidend in die dicke Schwärze der Nacht, die umliegenden Panzerriesen und Torpedos bald in blendend weißes Licht tauchend, bald wieder in die Finsternis zurücksinken lassend.
Unterdesen surren an etwa vier Meter unter Wasser die Propeller einer jagend das leichtgebaute Boot mit größter Schnelligkeit durch die Flut. Jbn Dabud sitzt vor der Mattheibe des Periskopes und sucht nach der Stellung der Feinde zu orientieren.
Er sieht einige feindliche Torpedos nach allen Richtungen auseinander-schießen wie Hunde, die nach dem Wilde suchen.
„Fidor, sie machen ein wahres Reflektieren auf uns. Laß den Periskopmast einholen!“ befiehlt Jbn Dabud dem Kameraden. Es geschieht, denn die Offiziere wissen wohl, wie gefährlich ihrem unterseeischen Hauptwerkzeug die schwache Hohlmaße werden kann. Er wirft bei dieser grellen Beleuchtung einen scharfen Schatten und bietet den feindlichen Granaten ein sicheres Ziel, um den Mittelpunkt, das Zentralorgan, das Hirn ihres Fahrzeuges zu zerstören.
Eine Zeit lang fahren die tapferen so dahin, ohne Orientierung, ohne eine andere Richtung als die unheimliche, die ihnen die vibrierende Kompanadel weist.
Eine gräßliche, aussehrende Situation.
Mit starren, weitauferstehenden Augen steht der Kapitän an Maschinen-telegraphen.
Sie müssen jetzt dicht an die feindlichen Schiffe herangekommen sein. Vielleicht lauert schon der heimtückische Sporn irgend eines Panzers dicht unter der Oberfläche auf sie, bereit, ihnen einen tödlichen Empfang zu bringen und sie sind vollständig machtlos dagegen, rennen in blinder Verzweiflung vielleicht im nächsten Augenblicke ihrem Fahrzeug selbst die taute Stahlspitze in den Leib.
Das ganze Boot zittert leicht unter dem Stöße der Maschine wie ein gehobtes Tier, das in verzweifelter, letzter Kraftanstrengung schon alle Quaden des nahen Todes empfunden.
Einen Augenblick trommelt der Kapitän nervös gegen die Aluminiumplatte des Tisches, dann drückt er den Hebel im Maschinentelegraphen auf: „Stopp!“
„Stopp!“ — Kontrollmeldung.
Das Brausen am Hinterteil hört zugleich auf, aber das sanfte Rauschen des an den Wänden dahingleitenden Wassers ist fast noch ausgehend.
Mit krampfhaft zusammengebissenen Zähnen preßt der Kapitän das Gesicht gegen die dicke Glasscheibe des Oberluds.
Helles Licht fällt ihm entgegen, obgleich der Hydro-Barograph auf 2 Meter Tiefe steht.
Da oben scheinen jetzt alle feindlichen Fahrzeuge ihre Blenden aufgesteckt zu haben, um das Meer nach irgend einem Anhalt für den gefangenen Verdacht abzusuchen.
Er sieht deutlich die Umrisse der Waffertiere, unter denen sein noch in leichter Fahrt befindliches Fahrzeug dahingleitet. Seefterne werfen ihre vieldeutigen Schemen herab. Ein Hammerhai glöht mit seinen telestoptartigen Augen herab auf den riesigen Wasserbewohner, dessen Glieder aus Stahl, dessen Flossen aus Bronze sind.
Dicht über ihm, nur durch das Glas getrennt, hat sich ein riesiger Wollp an den Wulsten der Nietungen festgeklammert und läßt sich mitschleppen, als könnte er es nicht erwarten, der Erste zu sein, der aus den Leibern der Männer da unter ihm das rote, warme Lebensblut trinkt.
Plötzlich scheint dem Kapitän das Blut in den Adern zu erstarren. Seine Blicke werden zu spitzen, kalten

Es ist einer der feindlichen Kreuzer, der da oben auf ihn zujagt. Die werden sich freuen, wenn sie an Bord den Stoß fühlen, der ihnen hier unten den grauigsten Tod bringt. Sie wissen nicht, welcher Zufall ihnen da einen mehrfachen Feind vor den spitzen Strahlenmessern scharf hineinschneidend in die dicke Schwärze der Nacht, die umliegenden Panzerriesen und Torpedos bald in blendend weißes Licht tauchend, bald wieder in die Finsternis zurücksinken lassend.
Unterdesen surren an etwa vier Meter unter Wasser die Propeller einer jagend das leichtgebaute Boot mit größter Schnelligkeit durch die Flut. Jbn Dabud sitzt vor der Mattheibe des Periskopes und sucht nach der Stellung der Feinde zu orientieren.
Er sieht einige feindliche Torpedos nach allen Richtungen auseinander-schießen wie Hunde, die nach dem Wilde suchen.
„Fidor, sie machen ein wahres Reflektieren auf uns. Laß den Periskopmast einholen!“ befiehlt Jbn Dabud dem Kameraden. Es geschieht, denn die Offiziere wissen wohl, wie gefährlich ihrem unterseeischen Hauptwerkzeug die schwache Hohlmaße werden kann. Er wirft bei dieser grellen Beleuchtung einen scharfen Schatten und bietet den feindlichen Granaten ein sicheres Ziel, um den Mittelpunkt, das Zentralorgan, das Hirn ihres Fahrzeuges zu zerstören.
Eine Zeit lang fahren die tapferen so dahin, ohne Orientierung, ohne eine andere Richtung als die unheimliche, die ihnen die vibrierende Kompanadel weist.
Eine gräßliche, aussehrende Situation.
Mit starren, weitauferstehenden Augen steht der Kapitän an Maschinen-telegraphen.
Sie müssen jetzt dicht an die feindlichen Schiffe herangekommen sein. Vielleicht lauert schon der heimtückische Sporn irgend eines Panzers dicht unter der Oberfläche auf sie, bereit, ihnen einen tödlichen Empfang zu bringen und sie sind vollständig machtlos dagegen, rennen in blinder Verzweiflung vielleicht im nächsten Augenblicke ihrem Fahrzeug selbst die taute Stahlspitze in den Leib.
Das ganze Boot zittert leicht unter dem Stöße der Maschine wie ein gehobtes Tier, das in verzweifelter, letzter Kraftanstrengung schon alle Quaden des nahen Todes empfunden.
Einen Augenblick trommelt der Kapitän nervös gegen die Aluminiumplatte des Tisches, dann drückt er den Hebel im Maschinentelegraphen auf: „Stopp!“
„Stopp!“ — Kontrollmeldung.
Das Brausen am Hinterteil hört zugleich auf, aber das sanfte Rauschen des an den Wänden dahingleitenden Wassers ist fast noch ausgehend.
Mit krampfhaft zusammengebissenen Zähnen preßt der Kapitän das Gesicht gegen die dicke Glasscheibe des Oberluds.
Helles Licht fällt ihm entgegen, obgleich der Hydro-Barograph auf 2 Meter Tiefe steht.
Da oben scheinen jetzt alle feindlichen Fahrzeuge ihre Blenden aufgesteckt zu haben, um das Meer nach irgend einem Anhalt für den gefangenen Verdacht abzusuchen.
Er sieht deutlich die Umrisse der Waffertiere, unter denen sein noch in leichter Fahrt befindliches Fahrzeug dahingleitet. Seefterne werfen ihre vieldeutigen Schemen herab. Ein Hammerhai glöht mit seinen telestoptartigen Augen herab auf den riesigen Wasserbewohner, dessen Glieder aus Stahl, dessen Flossen aus Bronze sind.
Dicht über ihm, nur durch das Glas getrennt, hat sich ein riesiger Wollp an den Wulsten der Nietungen festgeklammert und läßt sich mitschleppen, als könnte er es nicht erwarten, der Erste zu sein, der aus den Leibern der Männer da unter ihm das rote, warme Lebensblut trinkt.
Plötzlich scheint dem Kapitän das Blut in den Adern zu erstarren. Seine Blicke werden zu spitzen, kalten

aus einer Stirnwunde floh. „Mit Verlaub,“ sagte er, „ich will nur ein wenig das Gesicht säubern und ein Tuch um den Kopf legen, damit ich — aber was ist das?“ Schnell beugte er sich zu der Frau am Boden nieder, richtete sie auf und setzte sie in einen Armstuhl. „Käte,“ klang es da wieder aus der Schlafstube, „Käte!“ — „Hier gibt es, wie mir scheint, noch Hilfsbedürftigere als mich.“ Er sah nach der Frau. Sie war eingeschlafen. Wie sie bleich und verkümmert war! „Ja, ja, der Streit!“ Er schob ihr noch ein von den Sofakissen in den Rücken, dann ging er in das Nebenzimmer. Der andere sah erstaunt auf den Fremden. Einen Augenblick lang. Dann zuckte es in seinen Augen auf. „Der Matthes Riese?“ — „Derfelbe!“ — „Dann schenke Dich zum Fenster, Du Judas! Ich will nichts mit Dir gemein haben!“ Die Frau im Nebenzimmer schloß auf und das Kind wimmerte.
„Du sollst auch nichts mit mir gemein haben, aber die da drinnen und das hier. Und wenn Du Deine Frau gerne hast und Dein Kind behalten willst, dann tritt mit Deiner Mutter beiseite und laß den Streit aus dem Spiel. Du lügst mit, ich nicht. Du siehst alles Heil in der Auflehnung, ich sehe allen Vorteil im Ausgleich. Jeder nach seiner Art. Nur soweit solltet ihr es nicht kommen lassen,“ dabei deutete er auf seine noch immer unbewundene Stirn, „daß es an das Leben und die Gesundheit geht, zumal ihr mit solchen Gründen die Nichtigkeit Eurer Auffassung kaum durtun werdet.“
„Das ist auch nicht die Absicht der Streitleitung,“ murmelt der andere. Dann ließ er das wimmernde Kind in die Kissen gleiten und nahm, wenn auch widerstrebend, einen feuchten Schwamm vom dem Waschtisch und reichte ihn dem Gegner hin. „Hier ist auch ein reines Leinentuch.“
„Wollt Ihr es mir hinten zunutzen?“ Der tat so. „Ich danke Euch!“
„Keine Ursache!“
„So — nun nehmt mal zunächst diese Butterbrote — sie waren für meine Morgenbesper bestimmt, ich laß auch meinen Kaffee da — Euch wird ein Schluck aus dieser Buddel gut tun.“ „Ich mag nicht.“ „Nehmt!“
„Nein — aber, wenn Ihr meiner Käte —“ „Gerne, recht gerne, und für das Kind soll meine Frau eine warme Suppe kochen. Wenn ich den Doktor sehe —“ „Der kommt nicht!“
„Und ich sage Euch, der kommt — er will ja nicht Euren Fanatismus kurieren, er soll ja nur Euer Weib und Euer Kind vor dem Verackten bewahren. Und nun noch, im Vertrauen, Karl Köster, ein Wort von Mann zu Mann, wenn ich Euch mit einer Kleinigkeit ausbessern kann?“
„Nicht um die Welt!“ „Aber um das Kind und die Frau — es hat keine Gile mit der Rückgabe. Ich steh in Vroß und Ihr — na, lassen wir das. Also ich schid' Euch meine Frau und den Doktor. Glückauf!“ „Glückauf!“ sagte auch der andere, wenn auch nur mechanisch.
Was das nicht der elendeste Hofn war das ganze Unterfangen, das er mit unternommen hatte? Wenn das die Genossen wüßten? Wenn sie erfahren, daß er von einem Streibere — hahahaha, das war ja die reinste Komödie, das war ja... Im Nebenzimmer rührte es sich. „Käte!“ „Ja, Karl?“ „Wie ist Dir's?“ „Weser — der Schluck Rognal und das Brot — er hörte, wie sie gierig zuhiß — wer war der Mann, Karl?“ In seinem Halbe würgte es. Er wußte, wenn er den Namen nannte, kannte sie ihn, kannte seine Art und seine jegige Stellung zu der Auflehnungsbewegung im Revier — trotzdem: „Es war der Matthes Riese.“ Er hörte mit offenen Ohren in die Stille hinein — was würde sie antworten? Würde sie ihm mit neuen Vorwürfen kommen, ihn gar höhnen? Nur das nicht — jetzt nicht! Ich finde, daß er an uns sehr anständig gehandelt hat,“ bemerkte sie nach einer kleinen Weile. „Ich auch,“ wollte er erwidern; aber die Scham schloß ihm den Mund... Gerade als sich die junge Mutter, die nunmehr schon ein wenig sicherer auftrat, über das gewählte Bettchen ihres Kindes beugte, wachte es mit kräftigem Knöchel an die Zimmertür. „Nabend,“ sprach eine Frauenstimme in das allmählich immer stärker werdende Dunkel hinein. „Nabend! Mein Mann, der Matthes Riese, schid' mich. Ich hab' für Euer Kleines eine warme Kaffee-grühuppe zurecht gemacht — ich denke, die wird ihm gut tun.“ Karl Köster hatte Licht geschlagen und eine didauchtige Petroleumlampe angezündet. „Aber das geht doch nicht, Frau Riese, wie sollen wir denn...“ „Laß, Mann,“ fiel ihm da die junge Mutter in die Rede, „sag' nichts mehr, oder willst Du der Gewatterin ein Wort gönnen, sag': Vergelt's“

Gott! Es geht um unser Kind, um unser einziges, Karl!“ Da trat der Bergmann auf die dankabwendende Frau zu und sagte mit gepreßter Stimme: „Vergelt's Gott!“ „Keine Ursache!“ lächelte die, „so was ist Menschen- und Nächstenpflicht!“
„He, Köster,“ rief es leise durch die Fenster. Der schrak zusammen: „Der Mangelmann.“ Und wenn's geheimer der Mangelmann ist,“ flüsterte Käte ihm rückwärts zu, indem sie mit mütterlichem Glück dem Kleinen einen Löffel nach dem anderen einsupppte, „er gibt Dir nur große Worte, aber kein Brot für Dein Kind, für Dich, für — mich!“
„He, Köster,“ rief es da noch einmal durch die Fenster. Diesesmal aber lauter und energischer. „Ja, Mangelmann?“ gab der andere zurück. „Ging nicht vor einer Weile der Riese von Eurer Schwelle? hm? Ach sieh, und ist das nicht seine Frau dort — aber sollte ich mich täuschen?“ In dem Bergmann jagten sich die widerstreitenden Gedanken. Wenn der Parteigeizige vernähme, daß der Riese ihnen in dieser Stunde der Not geholfen hätte? Dann — andererseits, wie konnte er dessen Eingreifen leugnen? Da stand seine Frau ja als sprechende Zeugin. Und dann, hatte der Riese nicht mit einer Selbstlosigkeit an ihm gehandelt, deren er — gar nicht fähig gewesen wäre? Oder deren er sich nicht für fähig gehalten hätte? „Na, Ihr habt aber eine lange Zeit nötig, um auf eine einfache Frage eine einfache Antwort zu geben. Ich kann mir ja denken, daß sie Euch nicht leicht fällt...“
„Leichter als Ihr denkt,“ klang es da hinter dem Rücken des Bergmanns — seine Käte: „Ja, der Riese war hier. Zufällig. Eure Leute hatten ihm den Schädel blutig geschlagen — da sah er unsere Not und trotzdem er im anderen Lager steht, half er uns.“ „hm — und die Parteilasse? Nun?“
„Von der wissen wir schon seit drei Tagen nichts mehr.“ „hm — und Euer Wort, Köster? hm?“ Der gab keine Antwort; er zuckte nur hilflos mit den Schultern. „hm, und Euer Wort, Köster? hm?“ fragte der andere eindringlicher und höhnischer als zuvor. „Wird zu Schimpf und Schanden, wenn es das Leben eines Kindes gilt,“ klang es da wieder hinter dem Rücken des Bergmanns. Da straffte der sich und fügte kurz und heiser an: „Und das Leben eines Weibes.“
Der andere pfiß langsam durch die Zähne. „So also steht die Sache? So also — na, dann gehabt Euch wohl — auf der anderen Seite!“
Auf der anderen Seite? Hoho! So weit war er nun doch noch nicht! So weit — auf der anderen Seite — aber — ja, richtig! Nun würde es kommen, all das Ekle, das so oft schon einen Abstrünnigen getroffen hatte: Verachtung und Haß; das laute Gebell der anfürmenden Meute; nun würden sie ihm Steine in den Weg schleudern, so viele und so große sie am Straßenrand finden konnten — nun hieß es, einsam werden, verachtet sein. — Aber das Kind? Die Frau? Waren sie nicht ein Opfer wert?
Und dabei hatte er eine knappe Stunde Zeit vorher noch den toten Schwiegervater geschmäht, der vielleicht weiter gedacht und vernünftiger gebaut hatte, als er? Aus diesen Gedankenangenen heraus reichte er seiner Käte kurz die Rechte. Die drückte sie mit treuem Druck. Und ihm war, als ob er neue Kräfte aus diesem treuen Druck gewänne. Neue Kräfte zu neuen Kämpfen...
Er trat an das Fenster, in das jetzt das Silber des Vollmonds blinnte. Drüben schlugen die Flammen in den Abend. Da ging das Rad der Arbeit seinen fleten Gang, in das die unerfährliche Munschebegier der ewig Anzueriebenden sich vermaß, einzugreifen. Vor ihm wuchs das Grau der Schlacken in das Dunkel. Aber über die Schlacken war ein neues Leben getreten. — Baum reißte sich an Baum, und durch diese Baumreihen fiel das junge Licht der Nacht. Und darum: ob es auch jetzt noch schlackendunkel in seinem Innern war, ein neues Leben würde schon ein neues Licht in sein Hoffen und sein Glauben hineintragen... Ein neues Leben... ein neues Licht... Glück auf!
— Er hat Recht. Nachtwächter (zu einem Studenten, der benebelt an einer Haustüre lehnt): „Was, Sie suchen die Haustüre von Nr. 10, da lehnen Sie ja daran.“
Student: „So; hinten hab ich halt keine Augen.“
— Unverbessertlich. Die jungen Eheleute drüben leben auffallend zurückgezogen; sie scheinen sehr sparsam zu sein.“
Alter Junggeselle: „Die werden für alle Fälle die Ehegeschlechtskosten zurücklegen wollen.“

Pflichten.

Eine Etage aus dem Bergmannsleben von Josef Buchhorn.
„Karl!“
Mit einem jähen Ruck wandte sich der breitschultrige Mann von dem schmalen Fenster, vor dem er Stunden um Stunden gefessen und genossen hatte, in die dümmrige Stube zurück.
„Karl!“
Er wies mit beiden Händen die Vorwürfe, die in dem Klang der mühen Frauenstimme lagen, von sich.
„Ich hab kein Geld; Du weißt es, Käte; seit gestern nicht und seit vorgestern nicht — möglich, daß wir morgen neue Mittel erhalten. Aber die Kassen sind erschöpft — sind leer — allenthalben... Und dabei setzte die Bewegung so verheißungsvoll ein. Wenn nur nicht diese Bande — die Pflicht- und ehrevergeßene Bande gewesen wäre — wäre der Streit glücklich, dann...“
„Karl — Karl — ich hab' Dich so gebeten, laß ab; hab' Dich so gewarnt...“
„Du? Ja — das hast Du! Die Streitscheu liegt Dir eben noch von Deinem Vater her in den Knochen...“
„Laß den Vater — er war ein zufriedener und gerechter Mann!“
„Zufrieden? Allerdings. Leider! Aber gerecht? Nein — gerecht war er nicht. Er war immer nur eine Kreatur seines Herrn; immer nur Knecht, Dienstmann... Er trägt jetzt im letzten Grunde die Schuld daran, daß wir uns in diesen langen Wochen harten Kampfes verbluten. — Hat er nicht gleich die Christlichen aufgeboten, als wir zum ersten Ansturm gegen den Menschenhändler der Zehnherrn übergingen; als wir die ganzen weiten Reviere im Umkreis auf den Kriegsfuß brachten? Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, ging seine Predigt. Steht zu euren Brüdern; denn wenn sie verdienen, habt ihr eure Natur. — Damals, als es wie ein Sturmwindender Rausch über die Genossen kam, als sie sich allenthalben organisierten und wuchsen und furchtbar wurden, ging diese Predigt Deines Vaters nur in wenigen Herzen ein. Wir hatten die Trümmer in der Rechten, und wir spielten sie aus: Seit Jahren hatten wir kein Teil gehabt an den riesigen Verdiensten der Gewaltigen; wir konnten zehn und zwölf Stunden in den stickigen Stollen schuften, indes sie Feste feierten. Wir standen jede Minute vor dem Tod, und sie ritten zur Schneigebirge und spielten Tennis und Tamburin...“
„Und als die Wetter damals die ganze Grube fast in Flammen setzten — wer war zuerst am Förderort? Wer zuerst in den Schächten, da es am gefährlichsten war? Wer ging von Krantenbett zu Krantenbett? Wer von Witwe zu Witwe? Wer gab mit vollen Händen und sorgte für die Waisen...“
„Das war die verdammte Pflicht und Schuldigkeit dieser Schlotbarone! Daß sie zahlen konnten, hatten die Opfer der Katastrophe möglich gemacht... Aber nun hab' Dein Vater an — nun war er oben auf. Und nun fand seine Predigt ein Echo... Ja, unsere Direktoren, unsere Herren — das sind Kerle! Wo der Tod seine Fellen gelegt hatte, standen sie; immer vorne; immer am Feind. Und die verblendete Masse derlei unsere Fahnen und scharte sich um die Beruhigungsanzel Deines Vaters... Er ist tot — ich will ihm darum nicht wehe tun — aber daß unsere Niederlage sein Werk ist — daß alle unsere Hoffnungen durch ihn vernichtet sind — horch, Käte! Schrie da nicht unser...“
Im Nu war der Bergmann in dem anstößenden Zimmer, und „Käte, Käte, so komm' doch — es röchelt!“
Die Frau preßte die mageren Hände auf das stöckende Herz; sie wollte vorwärts, aber ihre Füße waren wie gelähmt. Schnell griff sie nach der Lehne eines Stuhles — da wieder: „Käte, Käte, so komm' doch!“
Aber mit einem weßen Aufschrei sank die Kernte auf dem Boden zusammen. — Da, Lärm kam die Straße herauf, Jöhlen und Pfeifen schrillte durch den fallenden Abend und Lump, Feigling, Streikbrecher“ gellte es in die Häuserzeilen hinein — „Streikbrecher, Feigling, Lump“ in allen nur denkbaren Abarten und in allen nur möglichen Konstellationen — Männer brüllten, Weiber kreischten — dann Schredensrufe: „Rettet euch, sie sind uns im Rücken — die Wannen traben an!“ Im Augenblick war die Straße leer wie zuvor. Ein paar Langenteiler ritten vorüber.
Die Frau schreckte auf. Ihre Haustür war gegangen — und ein Mann trat ein, dem das dicke Blut